

(Nachdruck verboten.)

## 62] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Es wimmelte auf demselben ameisentartig, jedoch nicht stumm. Leute von der Schwarzen Schaar schleppten, von Rothenburgern und Ansbachern unterstützt, die Geschütze, die sie aus den Landthürmen, den gebrochenen Burgen der Edelleute und des Deutschen Ordens weggeführt hatten, auf den Gipfel, wo Schanzen aufgeworfen wurden. Es war keine leichte Arbeit; denn der Berg war steil und pfadlos und die Sonne heiß. Aber die Leute waren guter Dinge und wenn sie verschmausen mußten, trieben sie derbe Späße oder sangen. Florian Geyer hatte für die Gruppen, an denen er vorüberkam, ein gutes Wort, ermunterte sie und ging auch wohl auf ihren derben Humor ein oder rieth ihnen, wie sie die schweren Rohre förderbarer weiter schaffen könnten. Auf dem Gipfel traf er Simon Neuffer, der die Schanzarbeiten überwachte. Simon war zu Geroldshofen von der Schwarzen Schaar zu seinem Stellvertreter oder Leutinger gewählt worden. Florian Geyer reichte ihm die Hand, nahm in seiner Begleitung die Arbeiten scharf in Augenschein und, nach dem Marienberg hinüberschauend, sagte er: „Hätten wir die Stücke des Wertheimer, so sollte drüber bald nur noch ein Trümmerhaufen sein. Doch daran ist nicht zu denken. Er hütet sie wie seine Augäpfel und hat sie deshalb selbst nach Hohenberg geleitet. Für unsere schweren Büchsen und Falsonettslein, fürcht ich, ist der Abgrund zu breit, der uns von dem Marienberg trennt. Für die Feldschlacht sind sie freilich gar brauchbar. Auch an Pulver und Geschützsteinen gebracht's uns.“

„So haben sich die Unterhandlungen mit den Bischöflichen zerschlagen und es wird Ernst?“ fragte Simon Neuffer gespannt Auges. „Ihre Boten sollten ja heut zur Stadt kommen.“

„Nicht zerschlagen,“ erwiderte Herr Florian und ein leichtes Lächeln spielte um seinen energisch geschnittenen Mund. „Sie sind mit einer Antwort heimgeschickt, die es ihnen deutlich machen wird, daß wir uns von ihnen nicht hinhalten lassen. Sie werden wohl gefügiger wiederkommen. Wir dürfen den rollenden Stein nicht aufhalten und ihn bemoosen lassen. Wir müssen vorwärts, und Schlag auf Schlag.“

„Just so den' auch ich,“ pflichtete Simon ihm bei. „Für uns Bauern wär's nichts, wenn wir hier lang' still liegen müßten. Es denkt schon jetzt mancher weniger an die Freiheit als an die Feldarbeiten, die er daheim veräumt, und nimmt Urlaub. Ob sie alle wiederkommen, wann's noth thut? Ich glaub's halt nit.“

„Hoffentlich brauchen wir sie nicht auf die Probe zu stellen,“ antwortete Florian Geyer. Er setzte sich auf einen Erdhaufen und fuhr fort, indem er ein Bein über das andere schlug: „Selbst die gelehrten Lanzknechte verlottern in der Unthätigkeit, die eine Belagerung mit sich bringt. Und die des Frauenbergs könnte sich lang hinziehen, wenn's dazu kommt. Die auf dem Schlosse sind mit Proviant und Munition wohl versehen. Des Bischofs Hofmeister, der Doktor von Rothenhahn hat, wie ich höre, reichlich für alles gesorgt, schon seit Wochen. Für unsere Bauern wäre die Ruhe in dem reichen und üppigen Würzburg ein verzehrend Gift, vollends bei dem wüsten Wesen, das in der Stadt herrscht. Der Vermeter vermag es nicht zu zügeln, will's auch wohl nicht. Etliche haben ihn in Verdacht, daß er sich zum Bürgermeister aufwerfen will.“

„Nu,“ wandte Simon Neuffer ein, „sein Vetter ist ja erster Bürgermeister von Rothenburg worden.“ Er lachte.

„Mag er,“ äußerte Florian Geyer mit einem lächlichen Zucken der Schultern. „Auch hat er Thatkraft und schöne Gaben. Aber diese Schlemmerei, diese Zügellosigkeit, greift von Tage zu Tage weiter um sich und droht unseren Bauern das Mark aus den Knochen zu saugen. Da muß man bei Zeiten ein Fürsehen haben. Die Freiheit, für die wir den Bundschuh aufgeworfen haben, kann nur errungen und behauptet werden, wenn wir uns innerlich frei machen von den Lasten derjenigen, so bislang unsere Herren waren. Der böse Geist darf nicht aufkommen. Er muß erstickt werden.“

Simon Neuffer schaute ihn aus seinen verständigen braunen Augen tief an und sagte bedächtig: „Die Gewalt allein thut's nit. Sie kann unterdrücken und strafen, aber nit heilen, nit vor Ansteckung bewahren.“

„Das ist richtig, aber ich denke auch nicht an die Gewalt allein,“ bemerkte Herr Florian, und sich unterbrechend, fragte er: „Doch wer kommt da so eilig herauf?“

Es war ein gut gekleideter Bauer, dessen Gesicht ein großer Schlapphut nicht erkennen ließ.

„Wendeland!“ rief Florian Geyer einen Augenblick später überrascht und erhob sich.

Der Mann stand schon seit vielen Jahren in seinen Diensten, und er hatte ihn als Kämmerer auf seiner Burg Siebelstadt zurückgelassen.

„Ja, gnädiger Herr, es ist der Wendeland,“ erwiderte dieser, vom Steigen außer Athem und riß den Schlapphut von dem langen, graugesprenkelten Haar.

„Du kommst in einer Gast, die guter Vosschaft fremd ist,“ sagte Herr Florian, indem er ihn forschend in das treuherzige Gesicht blinnte. „Was führt Dich her? Ist's etwa Nachricht von Rimpar? Sprich!“

„Von Schloß Rimpar ist mir nichts bewußt,“ schüttelte Wendeland den Kopf und zwang sich, gleichmäßiger zu athmen. „Ich war in Eurem Lojament, gnädiger Herr, in der Pfarre zu Heidingsfeld,“ fuhr er fort, als ob er Zeit gewinnen wollte. „Ihr würdet wohl bald kommen, sagte der Pfarrer. Es wollt' mich aber nimmer dulden . . .“

Florian Geyer fiel ihm ins Wort. „Da es nichts Schlimmes von den Meinigen ist — daß es nichts Gutes ist verräth Dein Gesicht. Muß ich es Dir denn mit Gewalt entreißen, Du alter Unglücksrabe?“

Der Kämmerer sah ihn kläglich an und berichtete, während die Bauern, die in der Nähe gruben, schaufelten und karrten, neugierig herbeikamen: „Gestern in der Früh' ist's geschehen. Gnädiger Herr, Ihr seid immer ein wahrer Freund von den armen Leuten gewesen, um ihretwillen habt Ihr die gnädige Frau und Euer kleines Kind verlassen, um ihretwillen sochtet Ihr wider die Herren und Fürsten und zum Dank dafür haben die Bauern Siebelstadt gestürmt, geplündert und verbrannt. Daß ich das hab' erleben müssen!“ Zwei große Thränen rollten ihm über die Backen.

Die Augen Florian Geyer's öffneten sich groß und starr. Die zuhörenden Bauern brachen in zornige Aufe aus. Simon Neuffer winkte ihnen aber mit einem Blick auf ihren obersten Führer und sie wurden still. Herr Florian strich sich mit der Hand über die Augen und mit ruhigem Tone, dem man nur an dem harten Klange die innere Erregung anmerkte, sagte er: „Erzähle!“

„Das Vieh wurde just auf die Weide getrieben und die Zugbrücke war heruntergelassen, gnädiger Herr,“ begann Wendeland nach einem tiefen Athemzuge, „da fällt ein Haufen bewaffneter Bauern in die Herde, den Hirten, der ihnen wehren will, erschlagen sie. Ritsch' werf ich das Thor zu, den Riegel vor und auf den Wehrgang. Schrei ihnen zu, daß die Burg dem Herrn Florian Geyer von Geyersberg seine sei, den sie ja als ihren Freund kennen müßten. Sie aber schrien zurück, der Herr Florian kümmerle sie den Teufel, sie wollten keine Edelleute und festen Häuser mehr im Land leiden; ich sollt' das Thor aufsperrn. Wie ich ihnen nit zu willen war und hoffte, daß die Siebelstädter mir beistehen würden, da schossen sie nach mir und hieben gleich mit den Alexen gegen das Thor, daß sie es aufbrächen. Die beiden Knechte und der Bub, so mit mir auf der Burg waren, hatten sich verbrochen, auch die Wägde, und ich hab' sie mit keinem Aug' wieder gesehen.“

„Nach's kurz,“ befahl Florian Geyer zwischen den zusammengereizten Lippen.

„Es dauerte auch nicht lang, gnädiger Herr, da war das Thor aufgehatten,“ fuhr der Kämmerer fort. „Als wie die heulenden Wölfe stürzten sie herein, trieben das Kleinvieh und die Gänle fort. Leerten die Futterböden und brachen in den Weinkeller. Im Herrenhaus schlugen sie wüthig alles kurz und klein und mir schmierte ein ungeschlagter Limmel mit seinem Spieß über den Kopf, so daß ich wie todt hinfiel. Wie ich nachher wieder zu meinen Sinmen kam, vermeint' ich nit anders, als daß ich bloß geträumt hätt'. Denn es war



ganz still und nur das Feuer prasselte, sang und fauste. Die Ställe brannten und das Dach des Herrenhauses, und drinnen war alles verwüstet oder weggetragen. Eben gingen auch die beiden Gethürme daneben an und spien Funken und Flammen. Böschchen konnt' ich nicht und zu retten war nig mehr, gnädiger Herr!"

Er schwieg mit einem jammervollen Blick auf diesen und an ihm hingen auch gespannt die Augen der anderen, die sich ganz still hielten. Florian Geyer hatte die Lippen fest geschlossen und die linke Faust auf das Herz gepreßt. Jetzt blickte er sich unter den Männern um und sprach langsam, indem er sich fest aufrichtete: „Es ist gut, Wendeland! In einer freien Gemeinde braucht's keine festen Häuser; da ist keiner mehr als der andere. Sie haben mir die Arbeit erspart, mein Burghaus abzubrechen.“

Die Bauern geriechen in Bewegung. „Das Euch?“ rief Simon Neuffer zornig und andere: „s ist schändlich! niederträchtig!“ Der Kammerer bat: „Wenn Ihr mir ein paar Männer mitgeben wolltet, daß wir aufräumen, gnädiger Herr.“

„Wozu aufräumen?“ fragte dieser in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise. „Wir haben genug anderes wegzuräumen und aufzubauen.“ Er hieß Wendeland mit ihm kommen, winkte den anderen mit der Hand einen Gruß zu und entfernte sich. Hinter ihm brachte Simon ein dreimaliges Hoch auf ihn aus. Er achtete es nicht.

„Höre, Wendeland,“ sprach er zu diesem, „Du mußt nach Rimpar hinüberreiten; ich kann jetzt unmöglich von hier fort. Den Weg kennst Du nicht verfehlen; Du brauchst nur das Pleichachthal aufwärts zu reiten. In drei Viertelstunden bist Du dort. Aber es eilt nicht. Berruhe Dich erst recht schaffen, die Unglücksbotschaft kommt immer früh genug. Du bist von Siebelstadt zu Fuß heruntergekommen, nicht?“

„Ach ja, gnädiger Herr, nicht ein Rothhaar haben uns die Schufte gelassen.“

„Du sollst ein Pferd haben. Ruh' Dich erst aus; derweilen schreibe ich.“

Dr. Eucharis Steimez, der Pfarrer von Heidingsfeld, öffnete dienstbeflissen vor Florian Geyer die Thür von dessen Stube. Die Bauern hatten auch seinen Weinkeller nicht geschont. Fünfunddreißig Fuder hatten sie weggeführt und ihm nur vier auf seine Bitten gelassen; aber darum war er doch ihr evangelischer Bruder, und die Bauernhauptleute thaten ihm die Ehre an, daß er ihre Ausschreiben anfertigen durfte. Sie hegten ebenso wenig wie Florian Geyer ein Arg gegen ihn. Florian's feste, redliche Seele war überhaupt keines Mißtrauens fähig. Und während Dr. Eucharis den ihm empfohlenen Kammerer mit Speise und Trank erquidete und ihn in leutseliger Weise ausforschte, schrieb Florian Geyer an Frau Barbara. So schonend wie möglich theilte er ihr das Geschehniß mit, und wenn sie etwas zu trösten vermochte, so war es die schlichte Herzlichkeit, die sein Brief athmete, so war es die erhabene Einfachheit in den Schlussworten: „Ist unser Verlust groß, so bedenke, liebes Weib, daß kein Opfer zu groß ist für die Freiheit, und küsse unseren Buben von Deinem Florian.“

### Zweites Kapitel.

Eine Abtheilung der Schwarzen Schar zog mit einem Trommelschläger an der Spitze durch die Gassen von Würzburg. Auf allen Plätzen machte sie Halt, die Trommel wurde geführt und der Rottenführer verlas vor dem zusammenlaufenden Volke mit weithin vernehmbarer Stimme einen Befehl der obersten Hauptleute und Rätthe der Bauern. Aller Unfug auf den Gassen und jeder Auslauf wurde streng untersagt; wer fortan sich unterstünde, die innere Ruhe zu stören und Meuterei unter den christlichen Brüdern zu machen, der sollte an den Galgen gehenkt werden. Es wurden auch sogleich deren drei auf dem Fischmarkt, dem Judenplatz und hinter dem Dome errichtet. Da sah man wohlhabende Bürger und selbst Geistliche mit Hand anlegen, während die Menge murrend dabei stand und die Gassenbuben und Lehrlinge gellend auf ihren Fingern pfeifen.

Diese Maßregel war auf den Antrag Florian Geyer's ergriffen worden, der ferner veranlaßte, daß etliche Fähnlein aus Heidingsfeld in die Stadt und in die Höfe der Dominikaner, welche entflohen waren, gelegt wurden. Ihnen beigegeben wurde ein ehemaliger Augustinermonch namens Ambrosius, der ihnen täglich früh um vier Uhr im Dome eine Predigt über die Psalmen Davids hielt; ein anderer

Geistlicher sang ihnen deutsch die Messe. Der Kirchner des Doms mußte am frühen Morgen bei allen geistlichen Höfen umherlaufen und die Einlieger wecken. Bruder Ambrosius, dessen bürgerlicher Namen Friedrich Süß lautete, war des Klosterwesens überdrüssig geworden, nachdem er in Schmalkalden die Losjur erhalten und drei Jahre im Augustinerloster zu Würzburg gelebt hatte. Seitdem versah er in Waldmannshofen die Pfarre als Laienpriester und hatte ein Weib genommen. Obwohl in den Schriften der Alten und der Humanisten tüchtig beschlagen und ein Geistlicher, war er dennoch ein bescheidener Mann, sinnigen Gemüths, der Lehre Karlstadt's zugeneigt, und verstand es, zum Herzen zu reden.

Inzwischen war die Antwort der Besatzung vom Schlosse herabgelangt und ward auf der Kapiteltube verlesen. Der Domprobst, Markgraf Friedrich, schrieb, daß er und die Besatzung des Frauenberges nach wie vor bereit wären, die zwölf Artikel zu beschwören und in den evangelischen Bruderbund einzutreten; das Schloß aber übergeben, würden und könnten sie nicht, ob man ihnen auch Gut und Leben zusichere.

„Lofet, wie der Bischof sie gesteiht hat,“ rief des langen Lienhart's tiefe Stimme.

„Es ist die Sprache eines ehrlichen Mannes,“ ergriff Götz das Wort und drang wieder darauf, daß man das Erbieten des Domprobstes annehme. Der Schwur auf die zwölf Artikel sei ebenso gut, als ob sie das Schloß zu eigenen Händen hätte . . .

„Ei, Herr Götz, seid Ihr aus der Pfaffen Feind ihr Freund geworden, daß Ihr ihrem Eid' traut?“ höhnte der Brettheimer Metzler.

„Und der Adel hält nit mal seinen Herren die beschworene Lehnspflicht, was haben wir geringen Leute von ihm zu erwarten?“ sagte der Schreiner Hans Schnabel aus Bildhausen. „Unterhandeln und dann hinterücks dreinschlagen! Gätt' der Helfensteiner als ein Wiedermann an uns sich erwießen, er lebte heute noch.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Schmuggler.

In keinem anderen Lande wird der Schmuggel so stark betrieben, wie im Tessin an der italienisch-schweizerischen Grenze. Man kann sich einen Begriff von seiner Ausdehnung machen, wenn man erfährt, daß die italienische Regierung nicht weniger als 4500 Grenzwächter unterhält, die dem Schmuggel aus der Schweiz entgegenzutreten sollen. Bis vor fünf Jahren noch bildete die hauptsächlichste Operationsbasis der Lago Maggiore, dessen blaugrüne Uferläume wie eigens dazu geschaffen schienen, den plötzlich auftauchenden und ebenso rasch wieder verschwindenden Banden das Treiben besonders zu erleichtern. Gewaltig war der Schaden, den die italienische Staatskasse alljährlich zu tragen hatte; die Regierung war daher entschlossen, den Schmuggel um jeden Preis auszurotten.

Eine aus drei Torpedobooten bestehende Flotille wurde auf den Langensee beordert; mit großer Geschwindigkeit kreuzten die zierlichen Schiffe unauffällig den See, von Canobbio bis hinauf nach Locarno und warfen ihre Scheinwerfer weit in das Land hinein, in die Schlupfwinkel der Schmuggler in den Bergen, um dann jede verdächtige Erscheinung den Wächtern auf dem Lande durch besondere Zeichen zu melden. In der That gelang es auch, dem Treiben am Lago Maggiore ein völliges Ende zu bereiten.

Zur Großen kann hier nicht mehr geschmuggelt werden, und auch einzelne Wanderer zwischen Brissago, dem letzten schweizerischen, und Canobbio, dem ersten italienischen Orte, werden so gründlich durchsucht, daß nicht daran zu denken ist, auch nur einen Bissen über das erlaubte Quantum nach Italien zu bringen. Nichtsdestoweniger geht es nicht ganz ohne Schaden für den Staat ab. Auch Grenzwächter sind Menschen, sie lieben Tabak, ihre Frauen Zuder und Kaffee und ihre Kinder Chokolade — um diese Waaren dreht sich der Schmuggel fast ausschließlich — dem Nachbar geht es ebenso; ein kleines Quantum ist erlaubt, und so bekommt man hier das überraschende Schauspiel eines höchst belebten Verkehrs vom letzten schweizerischen Kramladen bis nach Canobbio — eine volkswirtschaftlich überaus interessante Bevölkerungsbewegung.

Die Banden, die den Schmuggel planmäßig betreiben und oft zu gefährlicher Stärke anschwellen, sind keineswegs ausgerottet, sie haben nur das Operationsfeld vertauscht; freilich nicht ohne furchtbaren Abschied vom liebgewordenen Langensee zu nehmen. Plötzlich war eines der Torpedobote verschwunden; es war an einer Stelle von über 300 Meter in Seetiefe gesunken. In stürmisch bewegter, sternloser Nacht, so raunte man sich von Ohr zu Ohr, war es von einem durch das Loos bestimmten Rächer mit Mann und Maus in den Grund gehohlet worden. Der kühne Thäter selbst soll sich dabei durch einen Sprung in das Wasser gerettet haben. Alle Hebungversuche und Nachforschungen blieben erfolglos. Nicht unerwähnt mag an dieser Stelle auch die „Seeschlacht“ sein, die im Jahre 1859 zwischen Oesterreichern und Piemontesen hier



starkand; die beiden „Hotels“ von Canobbio „Die Kanone“ und „Der Friede“ rufen uns mit ihren Namen das historische Ereignis in bleibende Erinnerung.

Die Schmuggler zogen sich nunmehr in die wildromantischen Thäler der Moesa, Calancaşa und Traverfagna zurück. Sentrecht, wie Mauern, starren die theilweise bis in die Regionen ewigen Schnees ragenden Berge empor. Und doch ist der Aufstieg fast ein Kinderspiel im Vergleiche zum Abstieg im Schutzbereich des „Feindes“. Sieht man sich in diesen Gegenden um, so erkennt man auf den ersten Blick, daß schon die natürlichen Hindernisse, die der Schmuggler zu überwinden hat, eine nur durch lange Übung zu erwerbende Geschicklichkeit voraussetzen und daß nicht ein jeder zu dem gefährlichen und unheimlichen Berufe taugt. Eine gründliche und genaue Lehrzeit macht der ragazzo (Knabe) durch, bis er zum giovanotto (Jüngling) und endlich zum vollbürtigen maestro (Meister) avanzirt. Nicht nur auf seine körperliche Geschicklichkeit, auf Fündigkeit und Spürsinn, sondern auch auf Festigkeit des Charakters und auf Zuverlässigkeit wird er geprüft und erprobt; ist doch das den Schmuggler entehrendste Verbrechen der Verrath, der auch stets mit dem Tode geahndet wird.

Es giebt Schmuggler, die förmliche Dynastien bilden und mit Stolz auf mehrere Generationen und besonders berühmte Ahnen zurückblicken. Der Schmuggler der ganzen Gegend, von der wir augenblicklich reden, steht unter einheitlicher Leitung. Je schlechter die Witterung, desto günstiger und willkommener ist sie. In Nächten mit pechschwarzem Himmel, in denen der Sturm heult und der Regen herniederprasselt, machen sich die einzelnen Kolonnen auf den Weg. Traglätze, bis zu dreißig Kilo belastet, um den Hals gehängt, schleichen die gegen Angst und Furcht gefreiten Männer von dannen.

Diese Vorliebe für den romantischen Schmuggel ist unter den Lombarden und Ticinesen ebenso verbreitet, wie unter den Sizilianern das Räuberwesen. Nur sind die Schmuggler sonst Leute, die mit anderen Paragraphen des Strafgesetzbuches selten in Konflikt gerathen. Still und schweigend nehmen sie Abschied von den Ihrigen; denn es gilt immer einen Gang auf Leben und Tod. Alle sind mit Schuß- und blanker Waffe bewehrt; einige davon ziehen nur bewaffnet mit, um durch Scheingefechte die Wächter zu täuschen und sie von der wahren Marschlinie abzulenken. Die Schmuggler verstehen das Kriegshandwerk aus dem Fundament und sind „gebildete Taktiker“. Jeder Schuß aber, der bis in die Schweizer Thäler hallt, erweckt dort bange Sorge und schauerliche Gefühle. Ist ein Schmuggler oder ein Wächter getroffen? Oder ward ein Verräther gerichtet? Glücklich der, den das Geschöß getödtet; der nur Verwundete darf in diesen Gegenden auf keine Hilfe und Rettung mehr rechnen; langsam und qualvoll muß er enden.

Ist die Kolonne glücklich über die Grenze gelangt, so findet sie sich an einem gemeinsamen Sammelpunkt ein, an dem der italienische Abnehmer seiner „Lieferanten“ hart und außer dem Preis für die Waaren jedem Mann des Trupps 25 Franken bezahlt. Und dann geht es mit den leeren Säcken auf der wohlgepflegten Landstraße singend und scherzend über die Grenze in die Schweiz zurück. Die Wachen können nur gute Miene zum bösen Spiel machen; sie nehmen dankbar die ihnen angebotene Briße und wechseln lächelnd einen Händedruck mit den Schmugglern. In das heimatliche Dorf aber von dem glücklich bestandenen Feldzuge zurückgekehrt, veranstalten die Sieger Gelage, bei denen es mit Tanz und Wein hoch hergeht. Und dabei erzählt dann ein Alter der gespannt lauschenden Jugend, wie oft er schon die Wachen gesoppt und wie er vor Jahren einmal einen Leichenzug veranstaltet und einen reichen italienischen Gutsbesitzer, der in der Schweiz plötzlich verstorben, über die Grenze transportirt hatte. Um die Wächter ganz sicher zu machen, hatte er sie schlau benachrichtigt, daß kurz nach dem ersten noch ein zweiter Sarg komme, in dem sich lauter kostbare zollpflichtige Waaren befänden. Ueber diesen fielen die Zollbeamten her und fanden zu ihrem Entsetzen gerade darin den Leichnam. —

E. Miller.

### Kleines Feuilleton.

— Ein großstädtischer Erwerbzweig. Man schätzt, daß die drei Millionen Einwohner von New-York jeden Tag in der Woche in runder Summe 50000 alte Hüte, Röde, Hosen, Westen, Kleider zc. ablegen und daß 75 pCt. davon ihren Weg in das schmuthige Quartier der Händler mit alten Sachen an der Bahard-Strasse finden. Man könnte dieses Quartier als die Börse jener Händler bezeichnen. Die Aufregung in diesem Viertel während der Geschäftsstunden ist thatächlich nicht weniger intensiv und fieberhaft wie in der Börse. Zwar stehen in der Bahard-Strasse vielleicht bei einem Geschäft nur drei Pents auf dem Spiele, aber die Spannung der Theilhaftigen könnte nicht größer sein, wenn es sich um eine halbe Million Dollars handelte. Zwei Aneipen haben ein Monopol auf das Geschäft: sie bilden die eigentliche Börse für alte Kleider, und in einer von beiden pflegen sich Käufer und Verkäufer zu treffen, um ihre hochwichtigen Geschäfte einzuleiten. Der Verkäufer ist ein schlauer Geselle. Er ist der Mann, der unermüdet durch die Straßen wandert mit einem großen Sack auf dem Rücken und sein melodisches „Cash for ol' clo's“ (baares Geld für alte Kleider) erschallen läßt, das so lieblich in den Ohren des Dienstmädchens klingt, dem die abgelegten Sachen der Familie überwiesen werden. Das Mädchen holt seine Schätze hervor, natürlich bemüht, einen möglichst

hohen Preis herauszuschlagen, während der Händler selbstverständlich möglichst wenig bezahlen will und demzufolge sein gutes Haar an den ihm angebotenen Sachen läßt. Schließlich einigen sie sich aber doch und das Mädchen erhält für einen Haufen Kleider, die einmal 50 oder 75 Dollars gekostet haben mögen, vielleicht 75 Cents. Manchmal kommt auch die Herrin des Hauses selber und bemüht sich, einen annehmbaren Preis für ihre alten Sachen zu erzielen. Ihr bietet der Händler selten Geld, sondern gewöhnlich allerlei glänzende Zinnumwaren, die, wie er anpreist, ihrer Küche ewig zum Schmucke gereichen würden. Seiner Beredtheit und Schlaueit gelingt es dann in der Regel, von der Herrin des Hauses für Küchengeräthe im Werthe von etwa 40 Cents ebenso viel Kleider herauszuschlagen, als er vom Dienstmädchen für 75 Cents Baargeld erhält. Zwei bis drei Besuche dieser Art füllen seinen Sack, und dann tritt er den Gang zur „Börse“ an, die um 4 Uhr nachmittags eröffnet wird und bis 8 oder 9 Uhr abends dauert. In der Stadt wendet der Händler seine ganze Beredtheit auf, um die Schledtigkeit der in Frage stehenden Kleider zu schildern; an der „Börse“ dagegen hat er nur die feurigsten Lobesworte für dieselben — sie sind alle „wie neu“. Aber er findet in dem Käufer seinen Mann, wenn derselbe auch nicht viel spricht. Sein Gesicht ist so bewegungslos wie der hölzerner Tisch, auf den er sich lehnt. Er verknüpft es sogar, auch nur einen Blick auf die vor seinen Augen ausgebreiteten Herrlichkeiten zu werfen, und sieht konsequent nach einer anderen Seite. Selbst bei Erwähnung des Preises zuckt keine Muskel in seinem Antlitze. So mögen etwa fünf Minuten vergangen sein, und der Käufer hat noch kein Zeichen des Lebens gegeben. Da packt der Sammler seine Herrlichkeiten zusammen und geht zum nächsten Käufer, wo sich genau dasselbe Spiel wiederholt. Von Käufer zu Käufer wandelt nun der Sammler, und obgleich er bei jedem den Preis etwas niedriger angiebt, erhält er höchstens ein verächtliches Achselzucken zur Antwort. So kommt er manchmal zum ersten Käufer zurück, ehe er mit seinem Preise soweit herabgegangen ist, daß man ihn überhaupt eines Wortes würdigt. Aus dem Benehmen seiner Kunden kann er ganz genau sehen, wann er sich dem Preise nähert, zu welchem überhaupt ein Geschäft abgeschlossen wird. Eine leise Bewegung des Augenlids, ein etwas weniger unfreundliches Grunzen ist ein bedenkliches Zeichen, und er sieht den Boden unter seinen Füßen fester werden. Schließlich kommt er zu dem Manne, der das erlösende Wort spricht: „Nah mich sie sehen!“ Der Sack wird geöffnet und Stück für Stück des Inhalts einer gründlichen Untersuchung unterzogen. Ueber jedes einzelne kommt es zu einem endlosen Wortgefecht. Die übrigen Händler drängen sich heran, helfen ihrem Kollegen die Kleidungsstücke schlecht machen und den Preis drücken. Der eigentliche Verkaufsprozeß nimmt eine gute Stunde in Anspruch, während mit den Präliminarien schon viel mehr Zeit verloren gegangen war. Jeder Käufer wirft dann die erstandenen Stücke auf einen besonderen Haufen. Es kommen andere Sammler an und bei jedem wiederholt sich das alte Spiel. Die Profite, die das Geschäft abwirft, sind ganz erheblich. Der Sammler hat vielleicht für eine Tracht Kleidungsstücke 2 Dollars bezahlt und verkauft sie für 5 Dollars. Ein Anzug, für den der Sammler vielleicht 40 Cents und der Kleiderhändler 75 Cents bezahlt hat, wird dann schließlich, nachdem er mit einem Kostenaufwande von 50 Cents ausgebeßert und „aufgefrischt“ worden, vielleicht für 3 1/2—4 1/2 Dollars verkauft. —

### Literarisches.

b. „Was die Leute sagen“. Roman von Paul Oskar Höder. Vita. Deutsches Verlagshaus. Berlin. — In den „Fliegenden Blättern“ war einmal zu sehen, wie ein kleiner Bauernjunge einen Landschaftsmaler fragte: Muß denn die Biese gemalt werden? Und so fragte ich mich auch beim Lesen dieses Romans: mußte denn das Buch geschrieben werden? — Nur der, welcher uns etwas zu sagen hat, hat das Recht, für sich und seinen Vortrag unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Und Paul Oskar Höder hat uns auch rein gar nichts zu sagen. Die Menschen und Verhältnisse sieht er mit den Augen einer Pensionsvorsteherin, die Dinge und die Landschaft wie ein Philister. Nie ein eigenes Wort, ein persönlicher Zug, alles im ausgetretenen Geleise: „und trotzdem es zur „Sommerbier“ aus der nahen Dorfchänke gab, kam bald die gemüthlichste, himmlischste, harmloskünstigste Stimmung auf.“ Das und hundert andere Stellen, ja fast das ganze Buch könnte ein Vadsisch von achtzehn Jahren geschrieben haben. —

### Psychologisches.

— Recht bemerkenswerthe Mittheilungen über den Einfluß des Tropenlimas auf die Gemüths- und Denkart macht Dr. Naja-Sorau in der „Allg. Zeitschr. für Psychiatrie“. Dr. Naja machte seine Beobachtungen in Bangkol, der Hauptstadt von Siam, die sich verhältnismäßig noch eines guten Klimas erfreut, und berichtet über elf selbst erlebte Fälle, von denen die bemerkenswerthesten hier skizzirt werden mögen: Ein höherer Beamter zeigte nach halbjährigem Tropenaufenthalt eine gänzliche Veränderung des Charakters, er wurde reizbar, rücksichtslos, großthuerisch, ein „wahrer Räpel“, und fing an, sich zu betrinken. Nach einer leichten Inzolation wurde alles noch schlimmer, sein Verhalten brachte ihn und seine Landsleute in Verlegenheiten, sodas er veranlaßt werden mußte, nach Europa zurückzukehren. Ebenso drastisch ist der folgende Fall: Ein mäßiger, ruhiger, pünktlicher Unterbeamter wurde nach dreiviertel Jahren ein Renommist, log kolossal, wurde brutal, egriff z. B., während er mit einem Kollegen sich unterhielt, dessen Hund und schnitt ihm ein-



sch den Hals ab, „ohne etwas dabei zu finden“, schoß auch häufig mit dem Gewehr von der Veranda herab auf Tiere oder sonst wo hin, so daß er schließlich ausziehen mußte. Später nach der „Aklimatisation“ wurde er wieder normal. Ein sehr intelligenter Forstreferendar wurde so apathisch, daß er ein kleines Fingergeschwür sich nicht wegschneiden, sondern lieber Knochen und Sehne vereitern ließ. Er ergab sich dem Trunke, kam moralisch ganz herab und erschöpfte sich. Ein Ingenieur wurde nach kurzem Aufenthalt derart hysterisch, daß er nicht mehr aus dem Hause ging; hierauf stellten sich bei ihm Verfolgungsideen und dann solche der Uebersehägung ein. Erst die Rückkehr nach Europa brachte Besserung. Die hauptsächlichsten Folgen des Tropenaufenthaltes für das Nervensystem und den Charakter faßt Dr. Rasch dahin zusammen: Schlaflosigkeit, Erschlaffung, Indifferenz, Abnahme der Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten, Unlust zur Anstrengung, große Empfindlichkeit, Gedächtnisabnahme und reizbare Schwäche. —

**Geographisches.**

— Wo entspringt die Donau? Der „Frankf. Zeitung“ wird geschrieben: Wo entspringt die Donau? Wohin ergießt sie sich? Sonderbare Fragen! Bringen Bregach und Wreg die Donau zuweg und ist die stolz ummauerte Quelle beim Fürstenbergischen Schlosse zu Donauessingen wirklich die Donauquelle, wie Volksmund und Lehrbücher behaupten, dann ergießt sich die Donau zur Zeit nicht in das Schwarze Meer. Ist aber der Strom, der an Ulm, Passau und Wien vorbeiströmt und sich schließlich in das Schwarze Meer ergießt, die Donau, dann ist die Angabe seines Ursprungs unrichtig. Verfolgt man die Donau von Donauessingen bis in die Gegend bei dem badischen Dorfe Möhringen und der württembergischen Stadt Tuttlingen, dann ist auf einmal die vorher nicht wasserarme Donau — verschwunden. Heute liegt das Donauebett bei Tuttlingen wieder trocken, ein großer Uebelstand für die dortige Industrie. Und wo ist die Donau? Oberhalb Tuttlingen befinden sich im Strombett Kalksteinflüsse, durch welche bei hohem Wasserstande das meiste, bei niederm Wasserstande alles Wasser verfließt, um nach mehrstündigem unterirdischem Laufe in dem starken Quelltopfe der Hegauer Aach wieder zu tage zu treten und als wasserreiches Flüsschen dem Bodensee zuzueilen und damit dem Rheine. Man kann also mit vollem Rechte sagen, bei niederm Wasserstande entspringt die Donau allerdings da oben an Donauessingen herum, ergießt sich aber in den Rhein, beziehungsweise in die Nordsee. Das gewerbreiche Tuttlingen und sonstige industrielle Anlagen unterhalb Tuttlingen werden durch dieses merkwürdige Naturereigniß schwer geschädigt. Um festzustellen, wo das Wasser bleibe, hat man Farbstoffe, Salz, Spreu u. s. w. in dem Strombett mit dem Wasser verschwinden lassen und gefunden, daß es im Hegau wieder zu tage trat. Ein Müller soll sogar einmal eine Ente in die Spalten gestopft haben und diese sei nach mehrstündiger unterirdischer Fahrt in der Hegauer Aach zu tage gekommen. Wohl haben die Donau-Uferbewohner in dortiger Gegend durch Einwerfen von Zement dem Uebelstand abzuhelfen gesucht, aber nicht mit dauerndem Erfolge. Zudem nahmen die vielen Gewerbetreibenden am Hegauer Aachflüßchen hiergegen Stellung, und da der staatsrechtliche Weg ein sehr langer und zweifelhafter ist, suchte man das Ziel auf gemeinrechtlichem Boden zu erlangen. Heimliche Versuche, die bösen Löcher zu stopfen, sollen auch öfter unternommen worden sein. So erzählt man sich, daß den Arbeitern eines Eisenwerkes die böse Ansicht gemacht wurde, ohne Arbeit zu sein, wenn das Wasser immer noch mehr verschwinde. Da soll dem Nachts bei Möhringen ein unheimliches Treiben stattgefunden haben, ein geheimnißvolles Hantieren mit Säden voll Zement u. s. w. Am nächsten Tage hatte das Werk wieder Wasser, und die Leute Arbeit. Gegenwärtig liegt die Wasserkraft bei Tuttlingen brach und viele Fische verkommen, weil ihnen ihr Lebenselement entzogen ward. Vorerst ergießt sich also die Donau in die Nordsee. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

t. Ueber einen neuen Obstbaum berichtet André in der französischen „Revue horticole“. Die Pflanze heißt Feijoa sellowiana, ist in La Plata in Südamerika heimisch, gedeiht aber auch im südlichen Frankreich. Der Baum, der in dem Garten André's blühte und Frucht trug, war 3/4 Meter hoch und buschartig gewachsen. Die Frucht ist eine längliche bis eiförmige Beere von 4—6 Zentimetern Länge und 3—6 Zentimetern Breite, die auch in reifem Zustande ihre grüne Farbe beibehält, das Fleisch der Frucht ist fest und von weißer Farbe, enthält viel Saft, schmeckt süß und strömt einen äußerst angenehmen und durchdringenden Duft aus. Der Geschmack soll etwas an den der Ananas erinnern. —

**Technisches.**

— Die Nachfrage nach chinesischen Matten zur Ausstattung der Wohnungen hat in den letzten Jahren sehr bedeutend zugenommen, und dementsprechend hat die bezügliche Industrie in China beträchtlich an Ausdehnung gewonnen; es ist dies einer jener Industriezweige, welche, obwohl seit langer Zeit gepflegt, erst durch die Vorliebe des modernen Europäers für japanische und chinesische Erzeugnisse zur Blüthe gelangt. Ueber die Herstellung dieser Matten veröffentlicht die „Zeitschrift für

Immendekoration“ einen interessanten Aufsatz, dem die „Technische Rundschau“ folgende Einzelheiten entnimmt: Man verwendet zur Fabrikation dieses begehrten Artikels verschiedene Arten von Schilfrohr, das theils in den vom Meer bewässerten, theils in den zu bestimmten Zeiten von Flüssen überschwemmten Ebenen wächst. Am gebräuchlichsten ist das von den Botanikern als Arundo mitis bezeichnete Schilfrohr. Dieses von Natur grünlich gefärbte Rohr wird in schmale, lange Streifen geschnitten und, bevor es noch auf den Webstuhl gelangt, verschiedenartig gefärbt. Während die Chinesen früher zu diesem Zwecke einheimische Farbstoffe benutzten, beziehen sie dieselben heute meist aus dem Auslande, um schönere und leuchtendere Farbentöne zu erhalten. Die sehr einfachen Webstühle bestehen aus zwei etwa zwei Meter hohen Holzstäben, die durch Querstangen verbunden werden. Die Kette bilden Hanf- oder Jutesäden; ein Stück Bambus bildet das Schiffchen, welches die Schilfstreifen durch die Kette führt. Die gewebte Matte wird an der Sonne getrocknet, auf einem Rahmen über leichtem Feuer ausgebreitet und dann „massirt“, d. h. sie wird derartig gezogen, daß die dünneren und weicherer Stellen des Gewebes dichter und fester werden. Es ist dies eine sehr mühselige, aber durchaus erforderliche Arbeit. Wenn nämlich eine Matte, die, wie üblich, auf 40 Yards Länge und 1 Yard Breite (1 Yard = 0,91 M.) berechnet ist, den Webstuhl verläßt, so mißt sie zunächst 45 bis 50 Yards, weist aber sehr viele schwache Stellen auf. Erst nach dem Massiren erhält sie die erforderliche Länge. Seit etwa sieben Jahren fertigt man auch die gedrehten Matten, d. h. solche, die gleichsam aus Schilfstriden hergestelt sind; diese gewinnt man durch Rollen zweier Schilfstreifen und Zusammenrollen derselben nach Art der Hanffelle. Sie sehen dann wie dicke Bindfäden aus und werden gleichfalls häufig vor dem Weben gefärbt. Die Fabrikation beschränkt sich auf drei Orte der Provinz Canton: Tung-tun, Lin-tan und Canton. Der Preis der Matten, der sich natürlich nach Maß und Qualität derselben richtet, schwankt in der Regel zwischen 25 und 60 Pfennigen pro Yard. —

**Humoristisches.**

— Eine empfindliche Kehle. Arzt: „Das ist eine Halsentzündung, Herr Kommerzienrath — wie ist das gekommen?“  
 — Kommerzienrath: „Se Leichtsin von mir — meinen Komthur hab' ich nicht angehabt!“  
 — Bauernweisheit. Hiesl: „Vater, was is dös, Antipathie?“  
 Vater: „Wenn D' einem a Loch in den Kopf haußt.“  
 — Umschrieben. Hänschen: „Es wird Zeit, daß es bald Ferien giebt!“  
 Vater: „Am warum dem?“  
 Hänschen: „Die Lehrer werden immer nervöser!“  
 („Wegg. hum. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— Bei einem Feuer verbrannten in Mustin (Mecklenburg) zwei Tagelöhner. Ein dritter wurde schwer verletzt. —  
 — Der „Kunstwart“ berichtet: Drei Kompanien des sächsischen Kaiser-Grenadier-Regiments Nr. 101 zu Dresden hatten ihre Korridore nach Entwurfen von Künstlern, die bei diesen Truppentheilen dienten, mit der Erlaubniß der Vorgesetzten durch Malereien aus schmücken lassen. Nun hat der neue Kommandeur Oberst Sachse die Malereien abfägen und weiß tünchen lassen, weil der weiße Anstrich — militärischer sei. —  
 — Ein junges Liebespaar, ein Maschinenmeister und eine Einlegerin aus einer Druderei, erschöpfte sich auf dem Mannheimer Friedhof. —  
 — In Kall bei Köln vergiftete sich die Frau eines Ingenieurs, in dem Augenblick, als sie sich mit ihrer Familie zum Essen setzen wollte. Zu gleicher Zeit erschöpfte sich ein Photograph, mit dem sie kurz vorher nach Berlin gereist war. —  
 — Ein großes Feuer zerstörte 154 Bohnhäuser mit ihren Nebengebäuden des Ortes Esicszer in Ungarn. Mehrere Menschen kamen in den Flammen um. —  
 — In der belgischen Provinz Lüttich hat ein starkes Unwetter getöbt. In vielen Orten wurden Häuser vom Blitze zerstört. —  
 — Siebenhundert Personen treten in England durchschnittlich in jedem Monat zur katholischen Kirche über. —  
 — Um die Himmelfahrt der Jungfrau Maria zu feiern, veranstalteten die Bewohner des spanischen Dorfes Bicalvaro ein Stiergefecht. Achtundzwanzig Menschen wurden dabei mehr oder weniger schwer verletzt. —  
 — In Madras (Hinterindien) starben vom 13. bis 19. August 91 Menschen an der Cholera. Die Krankheit breitet sich aus. —  
 — In Nanking machte ein junger Mensch einen Vordausfall auf seinen Vater. Zur Strafe begruben ihn seine Brüder unter der Aufsicht des Vaters lebendig, nachdem sie ihn zuvor gemartert hatten. —